

## Eine Mischung aus Engel und Alien

**Porträt.** „Ich habe den Angalien fliegen lassen“, erklärte die Künstlerin Matta Wagnest, als sie den Preis der Stadt Wien erhielt. Der „Presse“ erklärt sie, was ein Angalien ist. Und welche Visionen sie nach 20-jährigem Rückzug hat.

VON ALMUTH SPIEGLER

Die Verleihungszeremonie der „Preise der Stadt Wien“ ist nicht gerade für mutige Auftritte berühmt. Lobreden werden gehalten, Dankesworte gesprochen, es wird geklatscht, der Kulturstadtrat übergibt die Urkunden. Heuer bekam er von einer der Preisträgerinnen allerdings etwas zurück. Eine eigene Rede war Matta Wagnest zwar verwehrt worden. Aber die 1964 geborene Künstlerin, die sich vor fast 20 Jahren vom Kunstbetrieb zurückgezogen hat, will wieder gehört und vor allem gesehen werden. Als ihre biografischen Daten verlesen wurden, entfaltete sie langsam einen Plakatfolder, der sie schließlich ganz verdeckte und überreichte ihn dem Politiker. „Ich habe den Angalien fliegen lassen“, sagt sie und lächelt. So nennt sie das hier abgedruckte Wesen aus einer Zwischenwelt – das Leitmotiv der zweiten Arbeits-, Lebens- und wohl auch Bewusstseinsphase dieser Künstlerin, die in den Neunzigerjahren bereits eine internationale Karriere hatte.

### Erinnert an Klimts goldene Panzer

Der „Angalien“ ist eine Mischung aus Engel und Alien, erklärt sie, der in allen Menschen wohnt und das Tugendhafte verkörpert. Tugend ist ein altmodisches Wort, weiß sie. Aber es stört sie nicht. Es ist Matta Wagnest selbst, die den „Angalien“ überlebensgroß darstellt, das Foto hat einst ein ehemaliger Studienkollege von der Angewandten von ihr gemacht, mit mächtigen weißen Flügeln, einer Art Turban und weißem, marmorern Körper. Ihre untere Körperhälfte ist von einer goldenen Übermalung bedeckt, einer Art Schutzschild. Erinnert sofort an die goldenen Panzer, die Klimt seinen idealen Frauenporträts verpasste. Was Wagnest allerdings nicht im Sinn hatte, das Ideale interessiere sie nicht, sagt sie, auch wenn das Bild vor Schönheit nur so strotzt. Es könnte das Standbild aus einem Film sein – und vielleicht taucht es in einem solchen ja auch auf, in einem Film von Hollywood-Regisseur Tim Burton etwa. Über einen Freund hatte Wagnest mit ihm sogar schon Kontakt wegen des „Angaliens“, man telefonierte, wer weiß . . .

Wir sitzen eingemummelt in Wintermäntel an einem Tisch in ihrem kalten Atelier in der Wiener Josefstadt. Der „Angalien“ blickt mitleidlos makellos auf uns herab. Rundherum stehen die Bilder ihres schwarz-pinkfarbenen „Soplo“-Zyklus, ein Hauch heißt das auf Spanisch. Mit nur wenigen Strichen werden hier archaische Symbole der Schöpfung, der „Materialisierung der Seele“, der „Lebensenergie“, wie Wagnest es formuliert, va-



So sieht ein „Angalien“ aus – hier verkörpert von der Künstlerin Matta Wagnest selbst, fotografiert von einem ehemaligen Studienkollegen. Sie versteht darunter ein Wesen aus einer Zwischenwelt, das in allen Menschen wohnt und das Tugendhafte verkörpert.

[Hans Tanczer]

riert. „Es geht mir um die Essenz des Lebens, um die ganze Welt, um Zeiten“, erklärt sie. Und sagt plötzlich Sätze wie: „10.000 Jahre lebe ich noch, 10.000 Jahre werden es noch sein, bevor ich mich zur Ruhe leg in einem spitzen, hohen Stein.“ Ein Zitat? Nein. „Damit möchte ich sagen, mein Bewusstsein reicht weit über mich hinaus.“

Es ist nicht einfach, in diese Welt einzutauchen, wenn man von draußen kommt, vom Weihnachtsgestimm auf der Josefstädter Straße, aus den vollen Straßenbahnen, dem ganzen Stress. Man denkt sich: ziemlich esoterisch. „Mit diesem Wort fange ich nichts an, das habe ich ad acta gelegt“, lässt Wagnest den Einwand nicht gelten. Und kontert mit einer „Vision“: Vor 20 Jahren, als sie „einfach aufgehört“ hat auszustellen, war sie eines Tages morgens aufgewacht und hatte etwas in sich, was ihr „völlig fremd“ war. „Etwas, das

aus mir gestraht und mich unglaublich zufriedener gemacht hat. Es war eine Vision.“ Das hätten letztlich alle Menschen, ist Wagnest überzeugt, genauso wie „Angaliens“. Schließlich läge es in der Natur der Sache, dass alles Lebende beseelt ist. Eine bestimmte Religion verfolge sie dabei nicht, „Religionen sind eine Vereinfachung, um Menschen zu führen und es ihnen leicht zu machen, einen Sinn zu finden“, sagt Wagnest. „Das eigene Erfahren wird dadurch schnell ausgeblendet und durch das Ritual ersetzt.“ Es gibt Selbstporträts von Wagnest, die dieses eigene Erfahren darstellen. Immer und immer wieder überarbeitete sie dabei ein Foto von ihr mit gesenktem Blick, Farbschicht um Farbschicht legte sie darüber – oder legte sie frei, wie sie sagen würde.

Zum Tugendhaften, Beseelten gehören aber auch die Schatten, die Wagnest in letz-

ter Zeit beschäftigen, das „Orksige“ in uns – in Anspielung auf das Fantasy-Epos „Herr der Ringe“, dessen Verfilmung Wagnest unzählige Male gesehen hat, auch freiwillig, was bei vier Söhnen ein Wunder ist. „Aus diesen Schatten, dieser Angst heraus passieren die Grauslichkeiten dieser Welt.“ Wagnest malt sie jetzt, will sie auch als Installation verwirklichen – „um sie zu besiegen, indem man sie beschreitet“.

### Ein bisschen wie Schneewittchen

Bisher ließ Wagnest einen eher die hellen, „transzendenten Räume“ beschreiten. Vor zehn Jahren begann sie mit Glasskulpturen, mit Labyrinthen und Räumen aus teils farbigen Glasplatten, die einen im Freien einerseits begrenzen, andererseits den Blick öffnen („Steirischer Skulpturenpark“, Kristallwelten Swarovski). Wie kann man sich das vorstellen? Stellen Sie sich vor, am Rücken im Gras zu liegen, überwölbt von einem Glastunnel, und in den Himmel zu sehen. Ein bisschen wie Schneewittchen. Oder wie ein „Angalien“.

Mit den Nebensächlichkeiten dieser Welt hält Wagnest sich nicht auf. „Ich bin an Wahrhaftigkeit interessiert, nicht an Macht und Geld und Karriere.“ 1996, sie kam gerade von einer Ausstellung in Tokio zurück, schloss sie daher die Türen, „ging schlafen“, sagt sie. „Ich war damals so unglaublich verletztlich und dünnhäutig. Dabei ist es so wichtig, klar zu werden. Damit man sich aus der Gefahrenzone bringen kann. Zwischenmenschlich und gesellschaftspolitisch.“ Wagnest sagte damals eine Ausstellung in der Secession ab, schlug ein Berlin-Stipendium aus. Sie hatte bei der Istanbul-Biennale ausgestellt, mit Erwin Wurm, Gerald Rockenschau und Heimo Zobernig in New York. Sie fühlte sich getrieben von Kuratoren und vom Ausstellungsbetrieb.

### „Ich habe eine eigene Liga gegründet“

Jetzt will sie selbst bestimmen, „woraus sich meine Arbeit definiert und wem und wann ich sie zeige und verkaufe“. „Man darf nie vergessen, dass in den Leuten, die den Betrieb dominieren, eine Enge herrscht, durch die sie eine Autobahn legen für die Kunst, die sie vertreten.“ Täglich passierten dadurch Übergriffe auf andere, oft auch speziell auf Künstlerinnen, aus denen eine grenzenlose Angst spräche, Terrain zu verlieren, so Wagnest. Sie erinnert sich noch gut an eine Begegnung mit einem bekannten Kollegen, der ihr mitteilte: Du spielst nicht in der ersten Liga. „Darum geht es mir nicht in meiner Arbeit. Sondern darum, eine eigene Liga zu gründen. Dafür habe ich Zeit gebraucht. Aber das habe ich jetzt auch getan.“